



* Wiesbaden, 22. Oktober 1907.

Vogelschutz seitens der Stadt.

(Eingefandt.)

Da erfreulicherweise jetzt die staatlichen Behörden dem Bogelschne die Aufmerksamkeit zuwenden, wäre es auch Sache der Dezerenten der städtischen Anstalten, Archhöfe und Forsten, sich dieser Aufgabe zu widmen, soweit es in ihren Kräften steht.

In den städtischen Verschönerungsanlagen, Parks, Höfen und auf älteren Theilen der Kirchhöfe ließen sich sehr wohl an abgelegenen Stellen nach dem Muster des Freiherrn von Werle'sch Vogelschutzgehölze anlegen und es wäre wünschenswert, wenn auch weiter für die durch Wohnungsmangel leidenden Höhlenbrüter, besonders für die so sehr nützlichen Meisen durch Aushängen von spaltenförmigen Nisthöhlen mit 27 Millimeter Schlupfloch Nr. A I ausreichend gesorgt würde. Jetzt im Herbst ist die geeignete Zeit dazu. — Alle Gartenbesitzer sollten darauf bedacht sein, die Geden nach Möglichkeit zu erhalten und anstelle der gewöhnlichen Ziersträucher solche zu wählen, die für genannten Zweck durch dicke Belaubung und gutes Geheiß im Schatten als Unterholz sich besonders eignen, wie Fichte, Eiche, Virginischer Buchholzer, Weißdorn, Rothorn, Weißbuche, Wildrosen, Liguster, Zwerg-Johannisbeere, Heckenkirsche, Ebereschen und Ephen. Auch sollte nicht veräußert werden, die zahlreichen wildernden Raben abzufangen, da diese dem Vogelsstande besonders gefährlich werden. Nach §§ 960 und 968 des B. G.-B. darf jede in fremden Geländen herumzirkelnde Raube getödtet werden. — Auch sei noch erwähnt, daß die Umjel jeden Schatz verdient und daß sie den kleinen Singvögeln niemals gefährlich werden kann. Wenn einzelne Fälle von Angriffen auf solche beobachtet wurden, so sind dies ganz vereinzelte, die als seltene Anomalie gelten müssen.

Als ausgesprochene Rästländer sind Elstern, Eichelhäher und Krähen und nicht zuletzt das Eichhörnchen zu betrachten, die wohl instände sind, jeden Erfolg des Bogelschusses in Frage zu stellen, wenn sie ungestört ihren Räuhereien nachgehen können. Diese nebst dem gefährlichen Sperber müssen unbedingt abgeschossen werden. Es wäre im Interesse der Landwirthschaft, der Forsten und des Gartenbaues münchenswerth, wenn den Bestrebungen des Bogelschusses vom Publikum das nöthige Verhältniß entgegengebracht würde, da dieses unaussprechlichen Nutzen daraus ziehen würde.

Georg Kranse, Wittenberge.

Wir geben diese gutgemeinten Anregungen des ehemaligen Wiesbadeners gern wieder. D. Heb.

Der vielgeschmähte Frack.

Die Gesellschaft ist in ihre Rechte getreten, und der Brat wird wieder aus dem Schrank gezogen. Wieviel ist nicht schon über den Brat geschimpft worden. Er hat aber ein zähes Leben und herrscht immer noch. Alle anderen Mosen haben gewechselt, der Brat allein ist der ruhende Pol — er ist und geblieben. Er ist deutschen Ursprungs und soll aus einem Soldatenrod sich entwickelt haben, wobei freilich dann französische Einflüsse sich geltend machten. Die Pariser Schneider gestalteten ihn dertart, daß er sich die Gunst der Herrenwelt im Fluge eroberte. Sogar im Heere fand er wieder Eingang, und im Jahre 1720 wurde das ganze preussische Heer damit ausgestattet; freilich sah dieser Brat ein wenig anders aus, als der schwarze Gesellschaftsbrat. Uebrigens trugen die Bürger damals auch hunte Kräde mit allerlei Aufschlägen und Bieratzen. Der Name „Brat“ ist

* In den Dienststunden der Post können künftig außer an Sonn- und allgemeinen Feiertagen die Oberpostdirektionen in noch den brüdliden Verhältnissen für einige Tagesstunden und selbst bis zum vollen Sonntagsdienst an Festtagen, an welchen die Bevölkerung die Arbeit ruhen läßt, und der Postverkehr voraussichtlich nur gering sein wird, Beschränkungen eintreten lassen. Dabei soll die Art der Dienstbeschränkung der übrigen staatlichen Betriebsanstalten (Eisenbahn, Steuer, Bank usw.) berücksichtigt werden.

* Der Andrang zum Lehrerberuf läßt nach. Die Zahl der Schüler, die sich zu Aufnahmeprüfungen für Präparanden-Anstalten und Seminar weiden, ist an manchen Orten im starken Rückgange begriffen. An einigen Präparanden-Anstalten waren die Meldungen so gering, daß keine neue Kurse begonnen werden konnten.

* **Königliche Schauspiele.** Eingetretener Hindernisse wegen gelangt am Sonntag, 27. Oktober, anstatt der angekündigten Vorstellung „Salome“ Vorhings' Oper „Undine“ im Abonnement zur Aufführung.

• **Wicht und Rheumatismus.** (Eingeandt.) Dies sind diejenigen Krankheiten, die eine weite Verbreitung gefunden haben, deren Ursachen aber fast stets von den damit Befallenen verschuldet sind. Infolge falscher, meist zu üppiger Lebensweise, setzt sich zuviel Gormürbe in den Blutgefäßen ab, deren feinste Stränge meist ganz verstopft sind und dann die besondern unerträglichen Schmerzen bereiten. Da also die Ursachen unabweisbar festgestellt sind, so mühte es doch ein Leichtes sein, der Krankheit zu begegnen und sich davon freizuhalten, indem man ein entsprechend geregeltes Leben führt. Es werden nun die meisten Leute sagen, daß sie richtig gelebt hätten, die Krankheit müsse also anderwärts Ursachen haben und richten ihr Verhalten nicht anders ein. Da nun das Vorburden besser und leichter als das Heilen einer Krankheit ist, so werden alle die der Wicht und dem Rheumatismus aus dem Wege gehen wollen, gerne die Gelegenheit wahrnehmen, um sich über die richtige Lebensweise zu unterrichten. Der Verein für volkserhebliche Gesundheitspflege E. B. bietet nun hierzu gewünschten Anlaß, indem er am heutigen Mittwoch, 23. d. M., durch Herrn Dr. med. Ch. Schmidt von hier einen Vortrag halten läßt, dem genannte Krankheiten, ihre Behandlung und Verhütung als Thema untergelegt ist. Die vielen Wichtkranken, die unsere Stadt zum Zwecke der Genesung aufsuchen, werden wohl mit lebhaftem Interesse die Veranstaltung begrüßen. Der Vortrag findet im großen Saale der Loge Platz und es können außer den Vereinsmitgliedern, die freien Eintritt haben, auch Nichtmitglieder gegen 50 A. Eintrittsgeld teilnehmen.

* **Orgelkonzert in der Martinskirche.** Das Konzert am letzten Mittwoch brachte uns hier noch nicht gehörte Gefangenskompositionen von Wanner und Rheinberger, die von der Konzertfängerin Frau Tilli Alban-Weigand (von hier) mit weicher und langvoller Mittstimme vorgetragen wurden. Ebenso hinterließ das Schubert'sche „Im Abendrot“ durch den guten Vortrag eine nachhaltige Wirkung. Unser einheimischer Künstler Herr Ludwig Schotte spielte das Adagio religioso von Beethoven. Außerdem gab ihm das wunderherrliche Abendlied von Schumann Gelegenheit, sich als einen mit hervorragendem künstlerischen Feingefühl begabten Geiger zu dokumentieren. Herr Friedrich Peterjen stellte durch die weichevolle D-dur-Sonate von Rheinberger sowie ein Adagio von Huber das herrliche Klangmaterial unserer großen Martinskircheorgel ins schönste Licht. Sehr erfreulich wirkte der, wie es scheint stets zunehmende starke Besuch der Orgelkonzerte. — Für das morgige

Konzert hat anstelle der plötzlich erkrankten Fräulein Schid die Konzertsängerin Fräulein Gerda Hartwig, die aus der Schule des Frankfurter Konservatoriums hervorgegangen ist, ihre Mitwirkung in freundlicher Weise angesetzt. Fräulein Hartwig wird u. a. die Kantate für Alt „Schlage doch, gewünschte Stunde“ von Bach singen, auf die wir besonders hinweisen, da sie in neuester Zeit mehr und mehr zum Repertoirestück unserer bedeutendsten Konzertsängerinnen geworden. Die Violinistin Fräulein Emma Steinmeyer spielt ein Adagio des melodiereichen Komponisten G. Merkel sowie auf vielfachen Wunsch ein Adagio pathétique von F. Heibel. Herr F. Petersen wird uns mit einer Novität bekannt machen, indem er zwei Sätze aus einer Suite für Orgel von A. Bachmann spielen wird. Der namhafte Pariser Meister schreibt keinen strengen, sondern einen, auch für das große Publikum sehr anmutenden Orgelfuß. — Im letzten Konzert hatte der außerordentlich starke Besuch zur Folge, daß wohl einige hundert Konzertbesucher ohne Programm bleiben mußten. Dieses Mal soll einem Ausverkauf durch eine noch größere Programmbeschaffung vorgebeugt werden. Das Konzert findet wie immer um 6 Uhr in der Marktkirche bei freiem Eintritt statt.

* Die ersten fetten Gänse werden, so schreibt man uns, jetzt angeboten, die, wie es scheint, auch in diesem Herbst den allgewohnten Preis so ungefähr behaupten werden, so daß für die Hausfrau der Gänsebraten immer noch der ausgiebigste bleibt. Denn der Braten, das Gänsefleisch, das Gänsefett, die Gänseleber usw. sind Vederbissen, nach denen überall die Finger ausgestreckt werden, und wir wollen daran erinnern, daß bei der Hochzeitstafel der Tochter des Königs von Württemberg Gänsebraten sogar das Hauptgericht bildete. Allerdings ist die erfahrene Hausfrau der Anschauung, daß es am vortheilhaftesten sei, die fette Gans nicht vor dem 1. November zu fäulen, wenn um den Familientisch sich eine ganze Reihe von hungrigen Räulern schart. Den richtigen Gänsebraten, wie er sein soll, von idealer Knusperigkeit der Haut, ist man eigentlich nur in der Familie, wo er mit dem Glodenschlag, mit Aepfen gefüllt, auf den Tisch kommt. Man kann ihn selbstverständlich am Restaurations-Stammtisch ebenfalls delikats haben. Aber der Braten darf nicht erst sterben. Darunter leidet die Knusperigkeit. Als die Gans in ihrer vollen Glorie erscheint, bleibt der Ofenbraten die Krone des Tisches.

* Was bringt das Kaiser-Panorama. Je unfreundlicher und kühler es im Freien wird, desto schöner, reizvoller und einladender sind die Darbietungen des Kaiser-Panorama; vom 2. bis 27. Oktober bringt dasselbe in Serie I eine herrliche Reihe Gebirgs- und Landschaftsbilder aus Tirol, eine Wanderung durchs Rauterthal über Mühlbach bis Dölsch. In Serie II wenden wir uns nach der schönen Dauphiné-Frontenreich, im besonderen sind es die landschaftlichen Schönheiten von Briançon, Grenoble, das berühmte Chartreuse-Kloster von Annen und Aachen etc., die unser Auge entzünden. Die Plastik und die vorzügliche Perspektive der Gebirgs-Scenerien beider Serien sind von einer soich bezaubernden Naturwahrheit, daß man sich im Geiste noch jenen beiden herrlichen Gebirgs-Ländern verlegt fühlt.

* **Wainzer Pferdslotterie.** Wie alljährlich im Frühjahrs und Herbst veranstaltet die Stadt Mainz am 24. October einen Pferdemarkt. Mit demselben ist eine Verlosung verbunden, die am 25. October stattfindet. Durch Allerhöchste Order Seiner Majestät des Königs vom 30. September ist der Betrieb dieser Lotterie für den Stadt- und Landkreis Wiesbaden und Höchst zugelassen.

Vereins- und andere kleine Nachrichten.

Der Sachsen- und Thüringer-Verein veranstaltet zur Feier seines 16. Stiftungsfestes Sonntag, 27. d. M., abends 8 Uhr, in der Turnhalle Hellmundstraße 35 ein großes Konzert mit Ball, worauf hiermit hingewiesen sei.

Conrad H. Schiffer. Hof-
Photograph. Taunusstr. 24,
Atelier für künstlerische Porträts. Vergrößerungen. 2908

Berliner Börse, 21. Oktober 1907.

[illegible]



Nr. 248.

Mittwoch, den 23. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Aus allen Straßen.

Roman aus dem Nachleben einer kleinen Stadt von Heinrich Bandlow.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Herein!“ rief er.
Der Viehhändler Kalen trat geräuschlos auf Gummi-
schuhen ein; auf seinem Gesicht glänzte ein breites, fettes Lachen,
und er reichte beiden die Hand.

Oldenstader hatte sich ausgerichtet und das Buch zugeklappt.
„Hast Du Neigung zu einem Glas Bier?“ fragte der An-
gekommene unvermittelt.

„Ich mag nicht!“ sagte Oldenstader, schüttelte sich wie ein-
er, der sich wohl befindet, und sich nicht schlecht befinden
möchte.

Kalen lächelte und sah auf die Frau mit einem fragenden
Blick.

„Es ist draußen schönes Wetter, als wenn's schon Frühling
werden wollte! Wir bekommen keinen strengen Winter!“

„Wie? Keinen strengen Winter?“ fragte Oldenstader.

Es war ihm völlig gleichgültig, ob der Winter streng oder
milde ausfiel, da er doch verhältnismäßig wenig aus der
Stube herauskam; aber er tat ihm den Gefallen, sich über die
außerordentliche Weisheit erstunnt zu stellen.

„Nein! Es bleibt schön bis in den März! Da mögen ja
noch einige kalte Tage hinterher klappern! Nun zieh' Dich an!“

„Es wird zuviel mit dem Ausgehen; ich bekomme schon
eine rote Nase, und habe jedesmal Angst, daß sie aufbrennt,
wenn ich mir eine Zigarre anzünde! Meine Frau sieht es
auch lieber, wenn ich hier bleibe!“

Sie hatte, ohne eine Antwort zu geben, die Augen fest auf
ihre Arbeit gerichtet.

„Deine Frau ist vernünftig!“ gab statt ihrer der Viehhänd-
ler zur Antwort.

Sie blickte flüchtig auf, und ihr Auge traf das des Vieh-
händlers.

„Das ist sie,“ erwiderte Oldenstader, „ich wollt' ich wär' es
auch! Und eine preiswürdige und tugendhafte Hausfrau ist
sie, und darum wird ihrem Schlingel von Mann viel nach-
gesehen! Jawohl, Kalen, der Ruf einer Frau bestimmt den
Ruf des Mannes mit! Ist ihre Tugend und Ehrbarkeit ins
Wanken geraten, so spielt nicht nur sie die hemmenden Werte
Rolle, als eine Gedächtnisstütze aufzutreten und zu ahnen, daß sie
eine Gedächtnisstütze ist, sondern auch Kinder, Diensthofen und Ehe-
mann sind in die lächerlichste Lage versetzt. Ihr Umgang wird
gemieden, weil er abfärbt. Und oft genug trifft's ganz Un-
schuldige wie die Armut!“

„Nun laß das Reden, kannst nachher beim Bier Fortsetz-
ung machen!“

Oldenstader ging noch einige Male in der Stube auf und
nieder, begab sich dann in die Schlafstube und lehrte bald zum
Ausgang fertig zurück.

Beide verabschiedeten sich von der Frau.

Auf der Straße setzte Oldenstader das abgebrochene Thema
fort.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „daß es in den besseren Bürger-
kreisen bei uns ehrbar zugeht, und daß es nur wenig Weiber

gibt, die sich dem Teufel an den Hals geworfen haben! Ein
solches Weib! — Vrr, lieber nicht leben!“

Kalen stapfte, schweigend nach seiner Art, neben ihm her
und es währte nicht lange, so saßen sie beide in der Gaststube.

Es war ein altes, niedriges, verräuchertes Zimmer, dessen
einziger Schmuck ein großes Oelbild des Gottes der Wirte und
Biertrinker, des heiligen Gambrinus war, der ein überhöhen-
mendes Glas in der Hand hielt und nach unten auf die Ge-
meinde blickte.

Es waren einige Bürger anwesend, denen der Zutritt an
Gesellschaft willkommen war, zumal durch Kalen gewöhnlich et-
was an Getränken, durch Oldenstader etwas an Belustigung
für sie abfiel.

Kalen bestellte zwei Leuchtkegel, wie ein Brantwein-
schnaps einst von einem wandernden Schauspieler gekauft war,
der sich regelmäßig 20 Tropfen, „höchstens 21“, Zitronensaft in
den Schnaps tröpfelte. Darauf tranken sie einige Glas Bier,
und da dies Getränk zu prosaisch war, so ging man zu Wein
über, von dem Oldenstader gierig die ersten Gläser in sich
hineinschüttelte.

„Um mich zu inspirieren,“ sagte er lachend zu seiner Um-
gebung, und es war schon zu merken, daß er ausgeräumt wurde.

„Weißt Du, was Inspiration ist, Fritz?“

Der Viehhändler schien einen Augenblick darüber nachzu-
denken, gab aber bald die nutzlose Anstrengung auf.

Oldenstader trank ein Glas Wein aus und sagte:

„Inspiration ist eine Krankheit, von der die Menschen be-
fallen werden, wenn sie sich den Magen verdorben haben und
zu dichten anfangen. Ein bißchen tut auch der Mond dazu.
Zurzeit des Neumonds kommt die Schwermut, da wird aller
Jammer in Versen ausgehaucht. Hast Du jemals die Sucht
gehabt, zu schreiben, und Deine Gedanken in das Porzell der
Reime einzuschütten?“

„Nein!“ antwortete Kalen, „der Kram ist mir zu hoch
studiert!“

„Du bist doch einmal jung gewesen, und hast doch Liebes-
briefe bekommen, was?“

„O ja!“ sagte Kalen lachend. „Prost, auf die Liebes-
briefe!“

„Prost! — Damals war Deine Seele so weich wie eine
frische Semmel, nicht? Aber heute hältst Du es in der Liebe mit
der Ziegenner-Anschauung! Salome hatte gewiß schätzenswerte
Kenntnisse darin, aber Du übertriffst ihn! Sage, Du hast doch
auf die Briefe geantwortet?“

„Nein, dazu hatte ich meine guten Gründe!“

„Da warst Du schon ein guter Grundbesitzer! Die Fuß-
schläge bei jungen Mädchen hast Du sicherlich gezählt; aber
schreiben? Na, weißt Du auch, welches außer einigen neben-
sächlichen Gründen der Hauptgrund war?“

„Nein!“ antwortete Kalen, wieder mit dem Lachen des
Beschüßers.

„Du konntest nicht schreiben! Buchstabiere einmal Vieh!“

„B-i-e-h!“ sagte der andere.

„Richtig, und nun buchstabiere Philister!“

„B-i-e-h“, fing Kalen an, und versuchte vergeblich, aus seinem Gedächtnis die nötige Menge Buchstaben hervorzusammeln, so daß Oldenstader vor Vergnügen Tränen lachte, und seine Stimme nachahmte:

„B-i-e-h! Nun ist's alle!“

„Das ist doch ganz richtig, jeder schreibt es nach seinem Dialekt!“

„Das war richtig, mein Dialektiker, jeder macht's wie er will! Nun wollen wir uns vertragen und trinken, aber jeder nach seinem Dialekt!“

Sie tranken alle: Kalen war nicht im geringsten beleidigt; alles, was bei diesen Reden auf ihn abplitterte, schien ihm nicht weh zu tun.

Er bestellte wieder eine Flasche Wein, schenkte ein, und sagte auch: „Noch uns die Sündflut!“ Es war eine der wenigen Wendungen, die er von seinem Freunde oft gehört, und darum behalten hatte.

„Na, uns die Sündflut!“ wiederholte Oldenstader. „Am nächsten Sonntag gehen wir zur Kirche, tun Buße und werfen einen neuen Hosenknopf in die Kollekte für die Heidenmission, damit die armen, schwarzen Götzen was haben, woran sie die Hosen schmücken! — Oder willst Du ein Goldstück opfern? Dein Geldbeutel hat einen klugen Kopf, und ich bin eine schwere Prüfung für ihn! Aber das holst Du bald wieder ein! Im Targieren von Kälbern stehst Du unüberwunden da, beneidet von den Herren des Viehhandels, und in Hammelfunde bist Du die Perle des Jahrhunderts.“

Seine Ausgelassenheit stieg auf den Siedepunkt; er schwachte unbarmherzig weiter, sagte zu ihm, er sei so trocken wie ein Pfropfen, werde es aber bald zum Kommerzianten bringen, und dann werde ihm ein Orden ins Knopfloch fliegen, hielt eine Rede auf ihn, in der er sagte, das Herz treibe ihn dazu, seinen Freund zu preisen und den schönen Empfindungen seines Herzens Ausdruck zu geben, er könne einmal nicht anders, wenn sein Freund ihn auch als seinen Hosenknopf ansehe, und schloß damit, daß er ihn aufforderte, auch eine Rede zu halten, über die Käsemade oder den Abendstern, oder sonst etwas Geistreiches. Dann ließ er die Flügel hängen und sank abgestumpft in seinen Sofaflach zurück.

13. Kapitel.

Kalen hatte nicht viel getrunken, sondern seinem Freund die Flaschen größtenteils überlassen, wie es wohlwollende Gönner gegen arme Freunde tun.

Er stand jetzt auf und sagte, er wolle den Haustürschlüssel von seinem Hause holen, die Herren möchten auf seine Kosten weitertrinken, er würde bald wieder zurückkommen.

Die Uhr war elf geworden, die Straßen waren ausgestorben, die Laternen warfen ein trübes Licht auf die nächste Umgebung, und man hörte die tappenden Schritte des Laternenmannes, der jetzt eine nach der anderen ausblies. Kalen ging die Brückenstraße entlang, wo er nicht wohnte, bog von dieser in die Rohmarktstraße, wo er auch nicht wohnte, und kam in der Armtramerstraße an, wo er ebenfalls nicht wohnte.

Sein Gang wurde langsam und schleichend, zuweilen, wenn ihm das geringe Geräusch, das seine Gummischuhe verursachten, auffällig erschien, blieb er stehen, um auf ferne Geräusche oder Schritte zu horchen und die dunklen Häuser mit den Augen abzusuchen. So erreichte er ein kleines, abgelebtes Haus, an dem er ein flüchtig verwaachsenes Blechschilde bei dem schwachen Sternenschein erkennen konnte, und klopfte leise, den Atem anhaltend, an den Fensterladen.

Er legte sein Ohr an den Fensterladen, um zu horchen, während seine Augen die Straße abspähten.

In der Stube regte sich nichts, und er klopfte noch einmal mit drei leichten Schlägen.

Nun regte es sich drinnen, eine Tür öffnete sich leise, und der Viehhändler trat an die Haustür. Er blickte durch das Schlüsselloch, sah eine weibliche Gestalt in leichter Gewandung mit einem Licht in der Hand.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme durch das Schlüsselloch.

„Ich — Fritz!“ erwiderte der Mann in gleichem Flüsterton.

Die Haustür war so gut erzogen, wie der Diener eines verschuldeten Bedemanns, der niemand anmeldet. Sie öffnete sich geräuschlos, Kalen drängte sich schnell hinein, und das schöne Weib im Nachgewand verschloß rasch die Tür und ließ den Schlüssel innen stecken.

Dann gingen beide in die Schlafstube, und die Frau ließ sich von ihm auf seinem Schoße festhalten.

„Sie kommen gerade recht!“ sagte sie, seine Lieblosungen erwidern. „Ich sitze auf dem Trocknen!“

„Schon wieder?“ meinte er etwas betreten.

„Und gründlich! Das Leben kostet zu viel!“

„Wie viel mußt Du denn haben, Olga?“

Gewöhnen Sie sich nicht das „Du“ an; es könnte einmal gefährlich werden! — Mein Mann verdient nicht so viel!“

Sie schnippte mit den Fingern in der Luft, und bei der raschen Bewegung verschob sich ihr Gewand.

„Wie viel denn? Rasch!“ rief er erregt.

„Machen Sie es, wie Sie wollen!“

Er holte seine Geldbörse aus der Tasche, und sie nahm sie ihm ab, wobei in seinem Gesicht Verdruß und Lüsternheit um die Herrschaft stritten.

„Oft geht das aber nicht so!“ sagte er, als sie sich einige Goldstücke hervorgeholt hatte, „die Becherei kostet schon ein Heibengeld!“

„Oh — wie kann ein reicher Mann so kniderig reden!“ erwiderte sie mit dem geizhaften Lächeln, das er mitgekauft und soeben bar bezahlt hatte.

* * *

Nach einer halben Stunde befand er sich wieder unter seinen Bechergenossen im Gasthause, und Oldenstader fragte ihn: „Das hat lange genug gedauert! Deine Alte hat Dir wohl die Leviten gelesen wegen des Haustürschlüssels! Trink' eine Leuchtflugel auf den Schred!“

„Das will ich tun!“ sagte Kalen. „Ich mag aber heute nicht mehr trinken!“

„So set' Dir die Mühe von einem Eisenbahner auf, dann geht's wieder! Aber Du machst es immer so! Erst läufst Du fort, dann kommst Du wieder und dann hast Du Dir den Appetit verdorben! Das Vergessen des Schlüssels ist bei Dir schon zu einer Leidenschaft angeartet! Aber Du bist ein folgsamer Mann! Folgen müssen wir alle — und wem nicht? Der Behörde, dem guten Rat und dem guten Beispiel, der ärztlichen Verordnung, der Leiche, der Frau, den zehn Geboten —“

„Na, na!“ sagte einer aus der Gesellschaft.

„Meinen Sie nicht? Die befolgen wir; darin steht nichts vom Trinken. Moses hat sich gehütet, darüber etwas zu verbieten! Ueberhaupt ein fideles, junger Mann, der Moses! Mußte in seiner Jugend schon Nilwasser schlucken, sui Deibel!“

Er war vollkommen betrunken, und beim Versuch, aufzustehen, fiel er wieder zurück in seinen Plaz.

Kalen verließ bald die Gesellschaft, und einige Männer brachten Oldenstader in der Nacht nach seinem Hause, wo er wieder, um etwaigen Vorwürfen seitens seiner Frau die Spitze abzubreaken, schalt und greinte.

Dann legte er sich ins Bett. Wie die wilden Wellen, die im Sturm über den Strand schäumen und Berge übersteigen wollen, um dann grollend wieder in das alte Lager zurückzukehren, und in Ruhe zu versinken, so schlief er hier fest und friedlich nach der Entfesselung der traurigen Seite seines Wesens durch die Geister des Weins.

Tief im Herzen dieses armen, unglücklichen Mannes schlummerte eine treue, edle Natur, kaum erkennbar unter der zur Schau getragenen Schlade, zurückgehalten durch den Druck des auf ihm lastenden widrigen Geschickes.

14. Kapitel.

„Nehmen Sie doch Plaz, mein liebes Fräulein,“ sagte Doktor Bischoff zu Lieschen Schetter, die ihm den Kaffee gebracht hatte.

„Das schickt sich eigentlich nicht!“ sagte sie, und setzte sich in achtungsvoller Entfernung von seinem Tisch nieder.

„Was gibt es neues in unserer gepriesenen Stadt?“ fragte er lachend.

„Hier passiert ja nicht das geringste!“

„Nicht einmal eine Verlobung!“ sagte er mit schalkhafter Rederei.

„Ist das nicht traurig?“ fragte sie lachend. „Alle Woche sollte eine sein!“

„Dann würde einmal gründlich aufgeräumt!“

„Es täte auch not!“ entgegnete sie. „Dann wäre vielen armen Mädchen geholfen. Heutzutage bleiben ja viele Herren ledig, und gerade die, die eine Frau ernähren könnten!“

„Das ist noch die Frage! Die Damen stellen hohe Ansprüche — Hüte, Dienstboten, große Wohnung!“

„Das bestreite ich nicht, gilt aber nicht für alle! Es gibt auch einfache Mädchen genug, die verständig sind! Aber wenn schon ein Herr aus den besseren Ständen sich eine Frau nimmt, so sieht er nur aufs liebe Geld!“

„Zuweilen trifft sich's auch, daß Geld und Liebe zusammenkommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Immer behalte getreu vor Augen das Höchste, doch heute
Strebe nach dem, was heute du zu erreichen vermagst.

Geibel.



Lisbeths Verbrechen.

Erzählung von Betty Rittweger.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Referendar Dr. jur. Friz Erdmann ist von Gerichts wegen zum Verteidiger der noch nicht ganz achtzehnjährigen Elisabeth Stein bestellt. Er nimmt die Sache sehr ernsthaft. Nicht eben, weil es sich um ein junges hübsches Mädchen handelt, das kann er sich mit gutem Gewissen sagen, sondern hauptsächlich, weil es ihm wichtig dünkte, bei seiner allerersten Verteidigung gut abzuschneiden. Er hat die Absicht, nach bestandnem Professorenexamen sich der Anwaltslaufbahn zu widmen. Mit Feuereifer hat er sich in die Akten der Voruntersuchung gestürzt, aus dem freilich wenig herauszulesen ist. Die Angeklagte ist in flagranti ertappt und macht keinerlei Versuche, etwas zu beschönigen, noch vermag sie einen Grund für ihr Vorgehen anzugeben. Sie hat auch keine Mitschuldigen, und sie gibt nur einfach zu, die Kohlen in der Küche ihrer Herrschaft verwendet zu haben. Es habe sie niemand dazu verleitet, sie wisse selbst nicht, wie sie darauf gekommen sei. „Ich mußte es tun,“ so versicherte sie nur immer wieder dem Referendar, der schon einige Besprechungen mit ihr gehabt hat. Diese Unterredungen haben sein Interesse an dem Fall ganz erheblich gesteigert, aber Klarheit haben sie nicht in das Dunkel gebracht. Dunkel? Jawohl, Dunkel! Das Mädchen muß doch Beweggründe gehabt haben. Aber sie schweigt hartnäckig darüber. Und das wäre auch so vorteilhaft, wenn sie zugeben wollte, daß die Datten bereits loder gewesen seien. Er möchte' ihr so gern diese Tatsache suggerieren. Vergeblich!

„Ich hab' sie mit vieler Mühe losgemacht — es ging sehr schwer.“ Dabei blies sie. Und wie leicht hätte sie behaupten können, es sei das erstemal gewesen, als man sie ertappt habe. Aber nein, schon wochenlang hat sie's getan, fast jeden Tag. „Es waren ja so viel Kohlen in Winterhalters Keller — da dacht' ich, es käme nicht darauf an.“ Die Anklage würde auf qualifizierten Diebstahl lauten, und eine harte Gefängnisstrafe mußte verhängt werden. Mindestens drei Monate — eine lange Zeit für das arme Ding. Ohne mildernde Umstände würde aber die Strafe noch höher ausfallen — Pöbeltausend, er gäbe was drum, könnt' er wenigstens mildernde Umstände herauskriegen! Unruhig geht Dr. jur. Erdmann ein paar Tage vor der Strafkammersitzung, bei der der Fall Elisabeth Stein verhandelt werden wird, in seiner gemütlichen Junggesellenbude auf und ab. Es wäre eigentlich Zeit zum Abendessen, aber er denkt gar nicht daran, er denkt nur immer an seine erste Verteidigung, die ihm wenig Ruhm bringen wird. Die Akten können ihm nichts Neues mehr sagen, er stößt sie unwillig beiseite, als er wieder einmal am Schreibtisch angelangt ist. Da klopf's an seiner Türe, und auf sein „Herein!“ tritt eine Dame ein. Er grüßt höflich und fragt nach ihrem Begehrt.

„Ich bin Frau Inspektor Hollmann, und ich — ich — es ist wegen der Lisbeth Stein. Sie sind — ich habe gehört, daß Sie zu ihrem Verteidiger — und da wollte ich gern — ich muß Ihnen alles erzählen, wie es gewesen ist.“

„O, das ist mir sehr lieb, Frau Inspektor. Ich bin so unruhig über die Sache, ich habe so gar kein klares Bild. Aber bitte, setzen Sie sich doch und erzählen Sie sich erst — Sie scheinen erregt — ich habe Zeit.“

Die Unterredung dauerte ziemlich lange, und beim Abschied drückte der junge Jurist Frau Hanna dankbar die Hand.

„Nun wird sich die Sache schon besser gestalten, als zu fürchten war. Ich glaube bestimmt, daß ich das Mädchen nun, wo ich alles weiß, zum Reden bringe. Dann braucht kein Mensch von unserer Unterredung etwas zu erfahren. Sie brauchen dann nur zuzugeben, daß die Angaben des Mädchens auf Wahrheit beruhen.“

„Das wäre mir sehr lieb, Herr Doktor, mein Mann ist ja so gut,“ — Frau Hanna wird dunkelrot bei der

Behauptung — „aber er kann so furchtbar heftig werden, behält's nicht anders, dann muß ich aber selbstverständlich seinen Zorn auf mich nehmen. Es ist meine Pflicht, für das Mädchen einzutreten. Da ich das sichere Gefühl habe, daß sie nur gestohlen hat aus Liebe zu mir und aus Sorge um mich und meine Kinder. Das muß doch mildernd ins Gewicht fallen.“

„Ganz gewiß, Frau Inspektor. Also nochmals, herzlichen Dank für Ihr Kommen!“

Am folgenden Morgen sucht Dr. Erdmann seine Klientin noch einmal auf, und als er sie verläßt, ist er sehr zufrieden. Er hat ihr höchst gewandt, so, als hätte er sich selbst den Porgang zurechtgelegt, ein Bild desselben entrollt und sie durch allerlei geschickt gestellte Fragen in die Enge getrieben. Als Lisbeth ihr Geheimnis erraten sah, da kam's nach dem ersten Schrecken sichtlich wie eine Erlösung über sie, und sie schilderte in ergreifender und schlichter Weise, wie alles gekommen war. Wie sie nur, damit ihre geliebte Herrin nicht unter der Härte ihres Mannes zu leiden haben sollte, sich mit der geringsten Nahrung begnügt habe, und wie sie aus Angst vor dem raschen Verbrauch der Kohlen auf den Gedanken gekommen sei, von dem Ueberfluß im Nachbarkeller zu nehmen. Wie sie gezittert habe bei Tag und bei Nacht aus Furcht vor Entdeckung, und wie sie's doch nicht habe lassen können. „Es war alles so viel besser bei uns seitdem; der Herr Inspektor zankte nicht mehr, und die Frau hatte nur noch selten Kopfschmerzen. Aber ich hab' immer gebetet zum lieben Gott, er soll's bald warm werden lassen, damit ich keine Kohlen mehr zu stehlen brauche. Ich hatt' ja immer so furchtbare Angst!“ Unter bitteren Tränen hatte Lisbeth das alles erzählt, und er, der Referendar Friz Erdmann, hatte sich wahrhaftig Mühe geben müssen, nicht mitzuweinen. Er hatte ihr tröstend zugesprochen und ihr versichert, sie sei in seinen Augen keine Verbrecherin, sondern eher eine Heldin. Und dabei war er sich nicht mal lächerlich erschienen, der schneidige junge Jurist! — Eilig begibt er sich nach Hause, um seine Verteidigungsrede zu verfassen. Und sehr froh ist er, daß nun die Angaben der armen jungen Frau Hollmann ganz aus dem Spiel bleiben können. Und seiner Meinung nach gehört von allen, die bei der Sache beteiligt sind, nur einer ins Gefängnis: der Herr Inspektor.

Die Strafkammerverhandlung gegen Elisabeth Stein ist ziemlich besucht. Die kleinen Leute aus der Nachbarschaft des von Privatier Winterhalter, dem Inspektor Hollmann und noch verschiedenen Mietsparteien bewohnten Hauses lassen sich die „Sensation“ nicht entgehen. Das ist so ein angenehmer Nigel, wenn man die Angeschuldigte kennt! Der Johann von Winterhalters hat in jedem Laden und auf der Straße die Kohlengeschichte mit allen möglichen Ausschmückungen erzählt und das Interesse daran nicht erkalten lassen. Die Lisbeth ist übrigens auch nicht sonderlich beliebt gewesen in den Kreisen der anderen Diensthöten. Sie ist immer so still ihres Weges gegangen, hat nie über ihre Herrschaft geklagt, und zum Tanz zu gehen hatte sie auch keine Lust. Und als ihr die Minna von Apothekers einmal den Rat gegeben, sich doch beim Einholen „Schwenzelpennige“ zu machen, da hatte sie ganz entsetzt getan, das scheinheilige Ding! Als ob das schlimm wäre! Sich Schwenzelpennige machen, das ist doch fast ein Recht. Aber in einen fremden Kohlenkeller einbrechen — hu — das tut so leicht keine! Nun will man doch sehen, was das Mustermädchen heute für'n Gesicht macht. —

Die Verhandlung nimmt den üblichen Verlauf; da die Schuld erwiesen ist, erteilt der Vorsitzende bald dem Verteidiger das Wort, und unter gespannter Aufmerksamkeit der Zuhörer beginnt er seine Rede. Was es dabei wohl zu verteidigen gibt? Der Johann von Winterhalters ist besonders neugierig. Gämisch grinsend hat er sich ganz in den Vordergrund gedrängt. In warmen Worten schildert Dr. Erdmann, wie das Mädchen, nur getrieben von Liebe zu ihrer Herrin, aus Angst vor dem Zorn ihres Dienstherrn — diesen kleinen Dieb auf den Inspektor kann er sich doch nicht verlegen — dazu gekommen ist, mit dem Ueberfluß des reichen Mannes, dem Mangel, der in der Familie ihrer Herrschaft so oft die Ursache zum Unfrieden war und unter dem die schwächliche Frau schwer litt, abzuhehlen. Nun aus autem Herzen ist die Elisabeth Stein zur Diebin

geworden, und dieses gute Herz hat sie auch dazu gebracht, sich mit der einfachsten Nahrung zu begnügen, nur, um ihrer Herrin Wirtschaftsgeld zu ersparen. Bei dieser Schilderung schlägt die Stimmung ganz jäh um. Die Gesichter der Dienstmädchen und der Bürgerstöchter werden weich, und jede einzelne wäre bereit, zu schwören, daß sie niemals der Lisbeth etwas Schlechtes zugebracht habe. Der Johann aber verschwindet, noch ehe die Rede beendet ist. Lisbeth blickt mit ihren niedergeschlagenen Augen und dem wie unter einer schweren Last gebeugten Köpfchen ein rührendes Bild. Zum Schluß bittet der Verteidiger um mildernde Umstände für die Angeklagte, die seiner Ansicht nach gar keine Strafe verdient habe. Er bedauere nichts mehr, als daß die bedingte Verurteilung noch nicht zur Anwendung kommen dürfe. Hier sei sie am Platz, wenn irgendwo. Aber leider sei das Gesetz darüber noch in Beratung.

Nachdem Dr. Erdmann geendigt, zieht sich der Gerichtshof zurück, und nach dem Wiedereintritt wird die Angeklagte unter Zubilligung mildernder Umstände zur geringsten zulässigen Strafe, zu drei Monaten Gefängnis, verurteilt, wovon die Untersuchungshaft abzuziehen ist. Auf Befragen erklärte sich Lisbeth bereit, die Strafe sofort anzutreten. Wo sollte sie denn auch sonst hin? Ihr Vormund, der sie im Gefängnis besucht hat, war so furchtbar böse gewesen, hatte ihr geraten, nach verbüßter Strafe nach Amerika auszuwandern, denn in der Heimat könne sie als bestrafte Diebin doch nichts mehr beginnen. Da scheint ihr das Gefängnis jetzt noch ein Zufluchtsort. Der Gerichtsdiener, der sie abführt, geht so respektvoll neben ihr her, als wäre sie eine Königin. Er hat sie immer schon so freundlich behandelt, wenn er sie zum Verhör abholte. Aber das kann ihr alles nichts helfen. Auf dem Weg redet er ihr tröstend zu: „Nur Mut, Fräuleinchen, nur Mut! Ist alles nur halb so schlimm, wie's aussieht! Die paar Wochen gehen schnell 'rum, und Sie — hm — ein braves Mädel sind Sie, so wahr ich Heinrich Melzer heiß! Und wenn Sie 'rauskommen, und sie wissen nicht wohin — Sie haben ja keine Eltern mehr, wie ich gehört hab' — so — hm — wenn Sie Lust hätten — meine Mutter, die hat ein leeres Stübchen, und die möcht' schon lang' gern ein junges Blut um sich haben —“

„Sie sind sehr gut, Herr Melzer, sehr gut; aber ich, ach Gott, was soll ich denn noch auf der Welt? Ich hab' ja keinen Menschen, der mich was angeht, und nicht mal mehr einen ehrlichen Namen.“

„Nun, Fräuleinchen, das hat ja weiter nichts auf sich, das mit dem Namen, mein' ich. Ein Mädel behält ja seinen Namen nicht für ewig! Dem Kummer könnt' schon abgeholfen werden, wenn Sie nur wollen —“

Die Lisbeth schaut den hübschen Mann mit den gutmütigen blauen Augen, die gar nicht recht zu dem martialischen Schnurrbart stimmen wollen, erstaunt an: „Sie meinen's so gut mit mir, aber an so was denk' ich nicht. Wenn man ganz arm ist und nicht einmal unbescholten —“

„Ach was, unbescholten! Für mich zum Beispiel —“ Heinrich Melzer räuspert sich ein paarmal — „für mich sind Sie so unbescholten, wie — nun ja, — wie ein Engel im Himmel. Ihr Verbrechen, das ist gar keins. Der Herr Referendar hat ganz recht. Sie verdienen wahrhaftig eher 'ne Belohnung, als Strafe. Aber da sind eben die verda — die verdrehten Paragraphen schuld! Ich hab's Ihnen ja gleich angesehen, daß Sie 'n liebes, prächtiges Mädel sind, mit einem ganz — ganz goldigen Herzen, und ich könnt's nicht glauben, daß Sie gestohlen haben sollten aus Schlechtigkeit.“

„Sie sind ein guter Mensch, Herr Melzer.“

„Na, so sehr gut nicht. Ich kann furchtbar böse werden. Es weiß mancher Lump und manches schlechte Frauenzimmer ein Lied davon zu singen! Die fürchten sich ordentlich vor mir, solche Augen kann ich machen! Aber mit Ihnen, Fräuleinchen — mit Ihnen — ich kann gar nicht sagen, wie lieb ich Sie hab'. Und wenn Sie Ihren bescholtenen Namen mit meinem vertauschen wollten, so würde mir das eine Ehre sein. Ja, 'ne Ehre, Fräuleinchen! Überlegen Sie sich's mal in der Zeit. Da — na ja — ich bitt' schön, grämen Sie sich nicht mehr. Es geht alles vorüber, und wenn die Zeit um ist, dann hol' ich Sie hier ab“ — die zwei sind mittlerweile am Gefängnis angelangt — „und wir

gegen einander zu meiner Mutter. And wenn's Ihnen lieber ist, der Herr Präsident ist sehr gut auf mich zu sprechen — so krieg' ich auch wo anders eine Stelle. Sagen Sie mir nur, ob Sie sich's überlegen wollen. Ich kann ja nicht verlangen, daß Sie mich jetzt schon liebhaben sollen, aber vielleicht lernen Sie's mit der Zeit.“

Lisbeth schluchzt auf und stammelt: „Ach Gott, Herr Melzer, mir ist, als träumt' ich — ein solches Glück, da ist ja gar nichts zu überlegen!“

„Hurra!“ — beinahe hätte's der Heinrich Melzer ganz laut gerufen, doch zur rechten Zeit fällt's ihm ein, daß sich so was nicht schickt für einen Mann des Gesetzes, der eine „Verbrecherin“ transportiert.



Lebensskizzen hochgeachteter Persönlichkeiten. In einem schönen Sommertage war das italienische Königspaar, wie die beiden das gern zu tun pflegen, nur von einem Lakaien begleitet, der den Frühstückskorb trug, weit in den Wald hineingewandert. An einer besonders hübschen, schattigen Stelle wurde der Korb ausgepackt, der Lakai zog sich zurück, und die Majestäten wollten eben beginnen zu frühstücken, als ein junger Förster auf der Wildfläche erschien, der ihnen ziemlich barsch bedeutete, hier sei es nicht erlaubt zu lagern. Als der König, den er natürlich nicht erkannte, eine Widerrede versuchte, unterbrach er ihn mit der Erklärung, er müsse seine Pflicht tun. „Schön, dann müssen wir uns eben fügen“, meinte Viktor Emanuel lächelnd, „aber Sie werden doch nicht so grausam sein, uns Tantalusqualen erleiden zu lassen. Gestatten Sie, daß wir erst unser Frühstück einnehmen, und noch besser, seien Sie unser Gast.“ Der junge Beamte weigerte sich, und erst den liebenswürdigen Bitten der Königin gelang es, ihn zur Teilnahme zu bewegen. Während der Mahlzeit plauderten die beiden Forstrevier in so reizender Weise mit dem Förster, daß dieser seinen gerechten Zorn immer mehr schmelzen fühlte, sich schließlich seiner Grobheit wegen entschuldigte und sich erbot, ihnen die schönsten Plätze seines Reviers zu zeigen. Dies wurde angenommen, und man trennte sich später in der freundlichsten Weise. Man kann sich das Erstaunen des Försters denken, als nach einigen Tagen ein königlicher Stallmeister bei ihm erschien und ihm eine schöne silberne Uhr als Lohn für seinen Pflichterfüllung überreichte. Erst jetzt erfuhr er zu seinem nicht geringen Schrecken, wer seine liebenswürdigen Wirte gewesen. — Ein englischer Tourist ging eines Tages durch die Korre Gade in Kopenhagen und überholte dabei einen alten Herrn, der, von zwei großen Hunden begleitet, denselben Weg dahinschlenderte. „Können Sie mir vielleicht den Weg nach Schloß Rosenborg zeigen?“ fragte der Fremde den alten Herrn. „Gern“, erwiderte dieser in fließendem Englisch, „ich gehe eben selbst dorthin.“ Die beiden wanderten zusammen weiter, und der Einzelgänger machte den Touristen unterwegs auf verschiedene Sehenswürdigkeiten, wie die Peterskirche und die Universität aufmerksam. In freundschaftlichster Unterhaltung kamen sie beim Schloß an, doch war dem Fremden aufgefallen, daß sein Begleiter von allen Passanten mit großer Ehrerbietung begrüßt wurde, also wohl eine hochstehende Persönlichkeit sein müsse. Als gar beim Betreten des Schloßhofs der Posten präsentierte, stieg dem Engländer eine Ahnung auf. „Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ wandte er sich an seinen Begleiter. „O, kennen Sie mich nicht?“ war die lächelnde Antwort, „ich bin König Christian, und es hat mir großes Vergnügen gemacht, Ihnen etwas von meiner schönen Hauptstadt zu zeigen.“ Und er bestand darauf, dem Reisenden als Führer durch das Schloß zu dienen und ihm die dort ausgestellten Schätze an Münzen, Stickerien und sonstigen Kostbarkeiten, sowie den berühmten silbernen Thron zu zeigen, ehe er ihn mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen“ entließ.